Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 570. **Freitag** den 8. November 1901. **95. Jahrgang.**

Kaiser Wilhelm und die nordamerikanischen Milliardäre.

D. Die Gefahr der nordamerikanischen Concurrenz ist eine zwiefache; sie besteht einerseits in der nordamerikanischen Zollpolitik gegen die europäische Einfuhr und andererseits in dem Bestehen von Trustgesellschaften, wie sie in solch geschlossener Organisation und mit so gewaltigen Capitalien irgends in Europa zu finden sind. Beide Factoren wirken zusammen. In Folge der Schutzzölle können die Trustgesellschaften auf dem nordamerikanischen Markt höhere Preise nehmen und den Ueberschuß ihrer Erzeugung zu billigeren Preisen, zu den Selbstkosten, ja unter Umständen mit Verlust auf die europäischen Märkte werfen. Bei der Neuregelung ihrer Handelsbeziehungen müssen die mitteleuropäischen Staaten in erster Reihe diese Gefahr vor Augen haben und auf ihre Abwehr bedacht sein. Der neue deutsche Zolltarif bekundet dieses Bestreben, was von freihändlerischer Seite stets mit Stillschweigen übergangen wird.

In der „Revue de Paris" hat bekanntlich Pierre de Ségur über einige Aeußerungen Kaiser Wilhelm's zu dieser Frage berichtet. Im Juli ankerte die „Hohenzollern" im Odde-Fjord und einige Franzosen erhielten die Erlaubniß zur Besichtigung des Kaiserschiffes. Kaiser Wilhelm hatte die Liebenswürdigkeit, diese Franzosen zur Tafel einzuladen, und einer von ihnen, Herr Pierre de Ségur, macht jetzt Mittheilungen über den Inhalt des Tischgespräches, insbesondere über die Aeußerungen des Kaisers in Betreff der nordamerikanischen Gefahr. Ob diese Aeußerungen inter pocula getreu wiedergegeben worden sind und nicht etwa, aus dem Zusammenhange gerissen, einen ungewollten Eindruck hervorrufen, muß dahingestellt bleiben.

In den gewaltigen Trustgesellschaften der Yankeemilliardäre, die eine Industrie, einen internationalen Handel, in die Hände eines einzigen Menschen oder einer Hand voll Individuen zu bringen streben, erblickt der Kaiser eine Drohung für die Zukunft. Wie erinnerlich, wurde damals von der Möglichkeit gesprochen, daß die nordamerikanischen Milliardäre eines Tages die Actien europäischer, insbesondere deutscher, Dampfschifffahrtsgesellschaften ankaufen, sich zu Herren dieser Gesellschaften machen und sie in ihre Dienste zwingen könnten. Diese Möglichkeit war in der That nicht ausgeschlossen. Die Actien der großen deutschen Seeschifffahrtsgesellschaften sind auf dem offenen Markte käuflich und für die nordamerikanischen Großcapitalisten besteht kein Hinderniß, diese Actien unmittelbar oder durch Zwischenhändler an sich zu bringen. Das erschien als eine Gefährdung nationaler Interessen, und Niemand war im Stande, ein Mittel anzugeben, um solcher Gefährdung vorzubeugen. Kaiser Wilhelm faßte zunächst die völkerrechtliche Seite der Sache ins Auge und meinte, wenn in solchem Unternehmen, in interoceanischen Schifffahrtsgesellschaften, die ein Morgan erworben hat, ein Zwischenfall einträte, in den eine fremde Macht verwickelt würde, daß man dann mit ihm nicht verhandeln und sich noch weniger an Nordamerika wenden könnte, da Nordamerika keinen Antheil an der Sache hat und seine Verantwortlichkeit ablehnen würde. An wen sich also wenden? frug der Kaiser.

Wenn eine solche Gefahr einträte, sagte der Kaiser nach dem französischen Bericht, müßte man ihr mit einem europäischen Zollverein begegnen, mit einer Zolliga gegen die Vereinigten Staaten, ähnlich der Blockade, die Napoleon gegen England versuchte. Im Falle des Zustandekommens einer solchen Liga wäre England vor die Nothwendigkeit gestellt, sich entweder der Blockade gegen Nordamerika anzuschließen oder sich mit Nordamerika gegen die festländischen Mächte ins Einvernehmen zu setzen.

Wir haben den Eindruck, daß der französische Berichterstatter den Gedankengang des Kaisers nicht recht erfaßt und seine Andeutungen unzulänglich wiedergegeben habe. Wenn ein Yankeemilliardär interoceanische Schifffahrtslinien unmittelbar ankauft, so müssen sie unter nordamerikanischer Flagge fahren. Erwirbt er fremde Schifffahrtsgesellschaften nur mittelbar, nur durch Ankauf ihrer Actien, so findet in den äußeren Verhältnissen dieser Gesellschaften keine Aenderung statt und sie fahren nach wie vor unter der Flagge desjenigen Staates, dem sie angehörten. Unter irgend einer Flagge müssen die Schiffe fahren, und für sie ist derjenige Staat verantwortlich zu machen, dessen Flagge sie führen. Der Conflict bei dem mittelbaren Erwerb europäischer Seeschifffahrtsgesellschaften durch Ankauf ihrer Actien von Seite der Yankeemilliardäre liegt darin, daß diese Schifffahrtsgesellschaften genöthigt werden können, unter einer europäischen Flagge nordamerikanischen Interessen zu dienen. Sollte ein solcher Conflict in Erscheinung treten, so würde der betreffende europäische Staat rechtzeitig wirksame Vorbeugungsmaßregeln ergreifen müssen. Die Berechtigung dazu dürfte ihm am allerwenigsten in Nordamerika aberkannt werden, wo man sicherlich jedem fremden Staat das Recht zugestehen wird, was man selbst beansprucht, das Recht, seine nationalen Interessen zu schützen.

Auch die Andeutung des Kaisers, gegenüber Nordamerika einen europäischen Zollverein, eine Zolliga, ins Leben zu rufen, die im Stande ist, gegen Nordamerika nöthigen Falls eine Handelsblockade zu verhängen, scheint von dem französischen Berichterstatter nicht präcise erfaßt worden zu sein. Der Gedanke an sich ist ja nicht neu, er schwebt schon seit Jahrzehnten in der Luft und er liegt sehr nahe, wenn man einerseits die nordamerikanische Republik betrachtet, die mit ihrer einheitlichen Zollpolitik so erstaunliche Erfolge erzielt hat, und andererseits das europäische Festland, das in einer Reihe verhältnißmäßig kleiner Gebiete zerfällt und, in sich uneinig, ja vielfach feindselig, nicht im Stande ist, der nordamerikanischen Handelspolitik geschlossen und wirksam gegenüberzutreten. Ein Zusammengehen der europäischen Festlandsstaaten gegenüber Nordamerika in irgend einer Form erscheint, so große Schwierigkeiten ihm auch vorläufig noch entgegenstehen, nur als eine Frage der Zeit und wird sicher über kurz oder lang ermöglicht werden müssen. Mit oder gegen England, wie Kaiser Wilhelm sagt. Und die Leiter der europäischen Festlandsstaaten werden dazu gedrängt werden, wenn die Yankeemilliardäre mit ihrer ungeheuerlichen Capitalskraft immer weiter greifen und sich selbst über anscheinend günstige Zollabmachungen hinwegsetzen. Denn wie zwecklos wären Handelsverträge mit Nordamerika, wenn die nordamerikanischen Trustgesellschaften mit ihrer Capitalsübermacht noch zielbewußter und erfolgreicher als bisher den Ueberschuß ihrer Erzeugung zu Schleuderpreisen auf die europäischen Märkte werfen und die europäischen Schutzzölle gegen die nordamerikanische Concurrenz unwirksam machen wollten!

Der Krieg in Südafrika.

Die „Times" veröffentlichen folgende interessante

„Schilderung eines urtheilsfähigen Civilisten"

über die Kriegslage, die in London jetzt recht pessimistisch beurtheilt wird:

Der Krieg schleppt sich in unbefriedigender Weise weiter und die Civilbevölkerung bis auf den letzten Mann kann nicht begreifen, was die im Felde stehenden 250 000 Mann mit den höchstens noch ihnen gegenüberstehenden 10 000 Boeren eigentlich anfangen. An einem Orte stehen 25 000 Mann innerhalb eines Radius von wenigen Meilen, und doch erklärt man den Leuten amtlich, man könne innerhalb eines Radius von 15 Kilometer nicht für unsere Sicherheit einstehen. Wir sehen eine von unseren Colonnen ihres Weges ziehen — die Wege liegen stets in der Ebene und die Thäler entlang —, und so weit wir sehen und wissen konnten, hätten die Hügel an der Straße voller Boeren stecken können, die ihr Feuer sorgfältig aufsparen und dann alle Nachzügler u. s. w. abfangen und sich auf unsere Kosten mit Waffen und Pferden ausrüsten. Eine schlimme Folge unserer Art, den Soldaten je 300 Patronen aufzubürden, ist die, daß die Mannschaften ihre Patronen abwerfen, wie die Bäume ihre Blätter, sobald sie müde werden. Die Kaffern lesen diese hernach sackweise auf. Das ist mir sehr oft erzählt worden, allein die Officiere, mit denen ich darüber sprach, erklärten es einfach für unmöglich. Vor wenigen Tagen kreuzte ich dann die Straße einer Colonne und stieß kurz darauf auf zwei Kaffern, die hinter der Colonne hergewandert waren. Sofort kam einer von ihnen zu mir und bot mir 35 frische Patronen für einen Schilling an. Er sagte, er habe sie auf dem Wege der Colonne aufgelesen. Man erzählt, daß die Boeren diese Patronen zu Zehntausenden sammeln und gegen uns verwenden. Fast Alle sind sie heute mit unseren Gewehren bewaffnet, auf unseren Pferden beritten und feuern auf uns mit unseren Patronen. In A verlor B den Kopf und befahl sofortige Räumung des Ortes auf das Gerücht vom Herannahen einer Boerenabtheilung, die nie zum Vorschein kam. Wir ließen dort 1000 vollständige Khakimontirungen und Vorräthe im Werthe von 8000 Pfund Sterling zurück, von denen die Boeren selber Gebrauch gemacht haben. In C rückten wir ebenfalls in einigem Schrecken aus und ließen 25 000 Patronen und Vorräthe im Stich. Jetzt nun ist B nicht etwa in Ungnade abgerufen, sondern anderswohin auf eine hohe Stelle versetzt worden. Wahrlich, die Wege des Herrn sind wunderbar! Die Londoner Presse sollte darauf bestehen, daß Schlappen gemeldet werden. Wir haben auch das Wort von Mannschaften und Händlern an Ort und Stelle gehört, daß innerhalb des letzten (nach der Post also vorletzten) Monats 75 Mann von einem Regiment in der Capcolonie, 60 Mann von einem zweiten, 90 von einem dritten und ein ganzes Bataillon im weiland Oranjestaate die Waffen gestreckt haben und dazu noch Hunderte von einzelnen Mannschaften. Bei uns ist aber in den Zeitungen davon keine Erwähnung gethan worden. Als wir von C nach F gingen, begegnete uns halbwegs ein Mann und hielt uns an mit der Auskunft, daß etwa 15 Kilometer weiter ein Boerencommando liege. Ich fragte ihn, wie die Leute aussähen. Es ist die zerlumpteste Bande, die Sie je gesehen haben, erwiderte er, alle, bis auf zwei Colonialrebellen. Etwa 40 ritten auf Eseln, weitere 40 auf Fohlen und nur der Rest ist gut beritten. Die letzteren thun den Nachhutdienst und prahlen, sie könnten einer ganzen britischen Colonne aus dem Wege gehen und hätten es in der That gethan. Die englischen Colonnen seien zu ängstlich, sie zu überrumpeln. Sie würden sie wie einholen, weil sie zu sehr besorgt seien, daß ihnen etwas Unangenehmes begegnen könnte. Und so geht die Erzählung des Gewährsmannes der „Times" weiter.

* **London**, 7. November. (Telegramm.) In einer Depesche Lord Kitchener's aus Pretoria werden weitere Einzelheiten über das Gefecht bei Berkenlaagte gemeldet: Hiernach erreichte die Colonne Benson den Lagerplatz bei heftigem Regen. Die Boeren erhielten Verstärkungen durch Louis Botha, der mit 600 Mann im Eilmarsch bis dicht an die Nachhut Benson's heranrückte. Nach zuverlässigen Nachrichten (?) sind auf Seiten der Boeren 44 Mann getödtet und 100 Mann verwundet worden.

Deutsches Reich.

+ **Berlin**, 7. November. (Silesia farà da se.) Der Sprachschatz unserer Politiker ist um ein neues Schlagwort bereichert worden; gemünzt vom „Kurier Poznański", lautet es: „Silesia farà da se." Ueber die politische Bedeutung dieses Schlagworts geben Artikel des genannten polnischen Blattes und der „Germania", sowie eine Erklärung der oberschlesischen Polenblätter Auskunft. Der „Kurier Poznański" spricht sich dahin aus, daß dort, wo die Mehrheit polnisch sei, man den Wählern das Recht nicht abstreiten dürfe, polnische katholische Candidaten aufzustellen. „Silesia farà da se", so heißt es im „Kurier Poznański", „aber auf der Grundlage der Verständigung der dortigen Polen mit der localen Organisation des Centrums". — In wesentlicher Uebereinstimmung hiermit gehe die Erklärung der oberschlesischen Polenblätter dahin, daß die Polen bei den Wahlen nur für solche Centrumsleute eintreten werden, zu deren Aufstellung sie ihre Zustimmung ertheilt haben. Da die „Germania" die obige Auslassung des „Kurier Poznański" als Beginn für das Einlenken der polnischen Presse gegenüber dem Centrum bezeichnet, dürfte nicht zu bezweifeln sein, daß hinter allen diesen Kundgebungen der Presse Abmachungen führender Politiker aus dem klerikalen und dem polnischen Lager stehen. Es wird Niemand in Erstaunen setzen, wenn die „Germania" die Rückkehr des „Kurier Poznański" auf einen „correcten Standpunct" „mit Genugthuung" begrüßt. Daß die Centrumspartei auf Grund des neuen Abkommens für Oberschlesien auf ihre Selbständigkeit im Puncte der Candidaturen verzichtet, übergeht die „Germania" begreiflicher Weise mit Stillschweigen. Mit demselben Stillschweigen übergeht sie den Umstand, daß das polnische Element innerhalb der Centrumsfraction auf Grund des neuen Abkommens für Oberschlesien ganz erheblich verstärkt werden wird. Jedenfalls dürften die Polen von den zwölf oberschlesischen Wahlkreisen etwa die Hälfte in Anspruch nehmen. Vom Standpunct der nationalen Politik aus betrachtet, sind beide Momente allerdings nicht darnach angethan, besondere Bedenken hervorzurufen. Gerade die der Herkunft nach deutschen, für oberschlesische Wahlkreise gewählten Centrumsabgeordneten sind in den letzten Jahren mit der weitestgehenden nationalen Selbstlosigkeit für die nationalpolnischen Forderungen eingetreten. Noch am 11. October d. J. haben die Abgeordneten Erzpriester Frank, Dekant Starke und Rentner Bolik auf einer großen, in Ratibor abgehaltenen Versammlung mit einem wahren Feuereifer die Polen darum erinnert, daß sie in den oberschlesischen Centrumsabgeordneten eine unbedingt fügsame Hilfstruppe erblicken dürfen. Als Frucht dieser öffentlich nochmals bekräftigten Unterwürfigkeit des Centrums unter die Polen ist wahrscheinlich das neue Abkommen für Oberschlesien anzusehen. Die Freude über dasselbe scheint aber selbst bei der „Germania" einigermaßen durch die Aussicht getrübt zu werden, daß die Ansprüche der Polen gar zu hoch gesteigert werden könnten. So erklärt sich zwanglos der Hinweis der „Germania" auf unbefugte Einwirkungsversuche von Posen oder, was noch schlimmer sei, von Lemberg aus. Die polnischen Herren in Posen und in Lemberg müßten aber ganz gegen ihre Natur handeln, falls sie den schönen Augen der „Germania" zu Liebe auf die befürchteten Einmischungsversuche verzichten wollten.

ß. **Berlin**, 7. November. (Oeffentlich rechtliche Creditorganisation für den Wohnungsbau.) Landesrath Brandts-Düsseldorf, der auf dem Gebiete der praktischen Wohnungspolitik mit Eifer und Erfolg thätig ist, tritt in der „Socialen Praxis" dafür ein, daß eine öffentlich rechtliche Creditorganisation für den Wohnungsbau geschaffen wird. Brandts geht davon aus, den Grundbesitz nicht in die schwachen Hände von Angehörigen des Baugewerbes kommen zu lassen. An die Stelle des Hausbesitzes durch das Baugewerbe soll der Hausbesitz entweder der Consumenten oder capitalkräftiger Personen, die den Hausbesitz als Capitalanlage betrachten, treten. Ein Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist die Errichtung staatlicher oder communaler Baubanken für die Beleihung des Hausbaues. Baubanken im Nebenamte nennt Brandts mit Recht die Alters- und Invaliditätsanstalten; sie können ihrer Hauptaufgabe wegen, ferner wegen ihrer Beschränkung auf Versicherte, endlich wegen ihres nicht ausreichenden Vermögens Baubanken im Hauptamte nicht werden.

Feuilleton.

Eine Wette.

Skizze von E. Fahrow (Neuruppin).

Nachdruck verboten.

Sie hatten sich immer ausgezeichnet verstanden, Franz Berk, gewöhnlich nur der botanische Franz genannt, und Liesel Brand, die wohlbekannte Hundemalerin.

Der Grund ihrer guten Kameradschaft war hauptsächlich die begründete Ueberzeugung, daß sie nichts, aber auch rein gar nichts von einander wollten. Das war so beruhigend, so behaglich! Zuletzt hatten sie sich gegenseitig eingestanden, daß gerade diese ungewöhnliche Anspruchslosigkeit ihre Freundschaft zu einer ausnahmsweise hohen und seltenen machte.

Dieses Gespräch fand, wie immer, in Liesel's Atelier statt. Der Professor der Botanik Franz Berk saß auf einem gelbseidenen, unbequemen Sopha und verharrte seit zehn Minuten regungslos in der Stellung eines lähmen Invaliden, weil er die Vorderpfoten eines Teckels festhalten mußte, der von Lies Brand gemalt wurde.

„Uebrigens", sagte die Malerin, indem sie versuchte, die Frechheit des Dackels in seiner Physiognomie festzuhalten, „übrigens bin ich gar nicht so sicher, daß unsere Freundschaft eine so ruhige bleiben würde, wenn man Sie auf die Probe stellte."

„Auf was für eine Probe?"

„Nun, z. B., daß Sie mir zu meiner Verlobung gratuliren sollten."

Der Professor sprang auf, und der Teckel fuhr ihm kläffend an die Beine.

„Grundgütiger Gott!" sagte Lies mit hochgedrehten Augen, „ist es wohl möglich, daß ein Mann und ein Teckel zehn Minuten auf demselben Platz sitzen bleiben? Lieber Professor, nehmen Sie Platz, bitte! Husch Dich, Männe, marsch — hopp — aufs Sopha!"

Man gehorchte ihr indessen nicht.

„Liesel!" sagte Franz, „wie können Sie mir so einen niederträchtigen Schreck einjagen? Sie haben sich verlobt?"

„Wer sagt das? Nein, ich habe mich noch nicht verlobt. Ich setzte nur den Fall — sehen Sie, das brave Vieh liegt schon wieder in seiner Ecke — Himmel, diese wundervolle Miene! Wie wüthend er aussieht — das muß ich fix malen — Sie sehen übrigens genau so wüthend aus — Herrschaft, nun setzen Sie sich doch endlich mal wieder hin!"

„Liesel", sagte der Professor von dem Gelbseidenen her, „was machen Sie heute für Witze? „Noch nicht verlobt", sagen Sie? Ist denn überhaupt so etwas denkbar?"

„Nanu?" sagte Lies entrüstet, indem sie ihr dickes Näschen mit Würde erhob. „Glauben Sie etwa, mich will Keiner mehr, weil ich jetzt dreißig bin?"

„Ach!" sagte der Professor kleinlaut, „so meine ich das nicht. Natürlich wollen die Kerls Sie alle, die Sie kennen — ich meine die Jüngeren. Sie sind hübsch, Sie haben einen Namen und etwas Geld — aber Sie waren doch bisher immer so vernünftig!"

„Bin ich ja auch noch. Nur wissen Sie — man soll nichts verschwören."

„Oh — oh — und wissen Sie noch, was Sie mir vor fünf Jahren sagten, als wir uns kennen lernten? Es war an meinem vierzigsten Geburtstag, und wir standen an der Capelle auf der Naiffhöhe bei Meran."

„Hm! Gratulirt kann ich Ihnen doch nicht haben, da wir uns eben erst kennen lernten. Was sagte ich denn Schlaues?"

„Sie sprachen von der Mystik im katholischen Glauben, von der Bauart der Capelle und von der schönen Entwickelung des heutigen weiblichen Geschlechts."

„Da muß ich ja furchtbar geschwätzig gewesen sein!"

„Sie schwatzten aber lauter Vernünftiges; zuletzt sagten Sie, wie froh Sie wären, ein unabhängiges, deutsches Mädchen zu sein, und daß Sie nie, aber auch niemals diese Unabhängigkeit aufgeben würden."

„Gott, ja, man redet so Vieles! — Ueberhaupt diese Capelle! Sie hatte so was Merkwürdiges, Aufregendes für mich, wie alle gothischen Bauten —"

„Gothisch? Aber liebes Liesel, sie war ja romanisch."

„Was? Haha, haben Sie den spitzen Thurm vergessen?"

„Spitz? Der Thurm war kantig — ich glaube sogar mit Zinnen versehen."

Lies legte den Pinsel weg und sah den Professor mitleidig an.

„Haben Sie schon mal einen kleinen Capellenthurm mit Zinnen gesehen? So was giebts nicht, mein Herr."

„Ich weiß aber ganz genau, daß er nicht spitz war."

„Wetten, daß?"

„Um was wollen wir wetten? Mir ist Alles recht. Und ich reise ja sowieso übermorgen ab, da kann ich auch den kleinen Umweg über Meran machen — kommen Sie mit?"

„Männe", sagte Lies zu dem knurrenden Teckel, „sieh Dir mal den botanischen Franz an, Männe! Fragt mich, ob ich mit ihm 'ne Reise machen will! Nein, Herr Professor, so weit bin ich noch nicht vorgeschritten in meiner Entwickelung. — Aber nächste Woche reise ich, wie Sie wissen. Zwar nicht nach Italien, wie Sie, aber doch nach Labers bei Meran. Da hab' ich dann die Capelle ganz in der Nähe und kann meine Wette gewinnen."

Sie sah sehr niedlich aus, als sie jetzt aufstand, die Arme in die Seite stemmte und dem Freunde einen herrenmäßigen Diener machte.

„Also, um was haben wir gewettet?" fragte der Professor lachend, indem er seinen leicht ergrauenden Bart streichelte.

„Ich weiß nicht — das ist ja egal, die Hauptsache ist mir doch, daß ich Recht habe. Sie können mir nachher schenken, was Sie wollen."

Als der Professor gegangen war, nahm Liesel ihren Teckel in die Arme, drückte ihn an ihre Brust und rief:

„Oh, Männe, treuester, verschwiegenster und verständnißvollster Freund meiner Seele! Giebt es einen eigensinnigeren, gutmüthigeren und unpraktischeren Mann, als den botanischen Franz? Nein, Männe, den giebt es nicht! Und darum ist es Zeit, daß es anders wird — besonders mit mir."

Trotz der räthselhaften Wendung dieser Ansprache jagte der Teckel, kläffend vor Freude, im Atelier umher, als ihn seine Herrin niedergesetzt hatte. Darin sah die letztere ein Zeichen seines tiefen Verständnisses für ihre Worte und lachte vergnügt; ja, sie lachte sogar noch, als das vandalische Thier, dem nichts heilig war, zehn Minuten später beim Verzehren ihrer Hausschuhe betroffen ward.

* * *

Acht Tage später stand das Freundespaar auf der Naiffhöhe im wunderschönen Südtirol und schaute hinüber nach den Burgen und Villen, die sich überall erhoben.

Der Professor war heute Morgen angekommen, er hatte seine Abreise absichtlich so lange verschoben, um Liesel Brand dann in Schloß Labers, der unvergleichlichen Pension, besuchen zu können.

„Wissen Sie, liebe Freundin", sagte er, „ich bin ganz unbrauchbar gewesen, seit meinem letzten Besuch bei Ihnen."

„Wieso?"

„Ihre angedrohte Verlobung geht mir nicht aus dem Sinn. Sie dürfen mir das nicht antun, Liesel, ich kann Sie nicht entbehren!"

„Aber das brauchen Sie doch auch nicht! Wir können doch immer Freunde bleiben!"

„Was? Und ich soll es ruhig mit ansehen, daß Sie einem anderen Manne angehören? Daß Ihre schöne, edle Selbstständigkeit, Ihre Freiheit, einem Tyrannen geopfert wird?"

„Ach, ach, ach! Ich denke, der Mann ist kein Tyrann?"

„Der andere Mann ist es immer. Ich selbst wäre es natürlich nicht — aber sehen Sie, da schimmert ja schon die Capelle herüber."

Sie gingen schneller und standen gleich darauf vor dem einfachen, kleinen Bau.

Aber erstaunt blickten sie sich gegenseitig an. Die Capelle hatte gar keinen Thurm. Rechts am Giebel erhob sich eine runde, kleine Kuppel, unter der das Glöckchen hing, das war Alles.

Beide brachen in ein helles Gelächter aus.

„Verloren!" rief der Professor. „Sie haben Ihre Wette verloren, Liesel! Was bekomme ich nun?"

„Und Sie haben sie nicht minder verloren! Was bekomme ich also?"

„Natürlich!" sagte der Professor galant, „den Damen gebührt ja der Vortritt. Die Evolution des weiblichen Geschlechts ist noch nicht so weit vorgeschritten — zum Glück —, wie ich fürchtete. — Ich werde Ihnen etwas schenken, was ich Ihnen schon lange zugedacht hatte, nur getraute ich mich nicht, es Ihnen zu geben."

„Ei, Sie Held!" spottete Lies mit klopfendem Herzen. „Was ist's denn?"

„Erst beantworten Sie mir eine Frage — würden Sie sich wirklich zur Ehe entschließen können?"

„Ich bin sogar fest dazu entschlossen."

„Aber — aber wissen Sie denn schon mit wem?"

„Noch nicht ganz genau."

„Na, dann", sagte der Professor eilfertig, „dann nehmen Sie wenigstens mich! Ich bin zwar kein Knabe mehr, aber dafür habe ich Sie auch ganz polizeiwidrig lieb!" . . .

Als Lies aus dem weißen Mantelkragen des plötzlich so kühn gewordenen wieder auftauchte, sagte sie athemlos:

„Na, endlich!"

„Herrgott", sagte Franz Berk verdutzt, „wieso denn?"

„Weil ich seit zwei Jahren auf diesen Moment gewartet habe!"

„Was? Und davon hast Du mich nie was merken lassen?"

„Ihr Götter! Kann ich dafür, wenn Du mein zartes Entgegenkommen nicht verstandest?"

„Aber, ich denke, ich habe Dich gerade immer so gut verstanden!"

„Ja, das dachtest Du! Du kennst mich noch lange nicht in meiner ganzen Schlechtigkeit! Weißt Du denn, daß ich — daß ich die ganze Wette blos inszenirt habe, um Dich hierher zu laden?"

„Aber Liesel! Der Thurm ist doch wirklich nicht da!"

„Na ja — aber — das hab' ich ja gewußt!"

SLUB
Wir führen Wissen.